

Katia Mann

„Liebes Rehherz“

Briefe an Thomas Mann 1920-1950

Erweiterte Neuausgabe



Herausgegeben und kommentiert von
Inge Jens und Dirk Heiße



THOMAS-MANN-FORUM MÜNCHEN e.V.

Königshausen & Neumann

Katia Mann

„Liebes Rehherz“

Thomas-Mann-Schriftenreihe

Herausgegeben von Dirk Heißerer
für das Thomas-Mann-Forum München e.V.

Fundstücke, Band 4 (Neuausgabe)

Katia Mann

„Liebes Rehherz“

Briefe an Thomas Mann
1920–1950

Erweiterte Neuausgabe

Herausgegeben und kommentiert
von Inge Jens und Dirk Heißerer

Königshausen & Neumann

Titelbild: Katia und Thomas Mann. Paris 1926. Foto: James Abbe.
Museum Ludwig, Fotografische Sammlung, Köln.
© Abbe Estate San Francisco

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2016

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Umschlag: skh-softics / coverart

Bindung: docupoint GmbH, Magdeburg

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-5989-6

www.koenigshausen-neumann.de

www.libri.de

www.buchhandel.de

www.buchkatalog.de

Inhaltsverzeichnis

Einleitung zur Neuausgabe	7
Einleitung zur Erstausgabe	11
Katia Mann: Briefe an und von Thomas Mann	23
Anmerkungen	133
Abkürzungen	217
Namen	217
Institutionen	217
Literatur	217
Dank	221
Register	225

Einleitung zur Neuausgabe

Die 41 Briefe Katia Manns an ihren Ehemann Thomas aus den Jahren 1920 bis 1950, erstmals vorgestellt von Inge Jens 2008, werden in der vorliegenden Neuausgabe durch 16 bislang unbekannte Briefe ergänzt, die, laut Auskunft der heutigen Archivleitung, erst 2014 bei der Reorganisation des Thomas-Mann-Archivs der ETH Zürich aufgetaucht sind. Von diesem Fund wurden damals Inge Jens und die Herausgeber einer geplanten Ausgabe von Briefen der Familie Mann verständigt. Auszüge der Briefe präsentierte Tilmann Lahme in seiner Biografie *Die Manns. Geschichte einer Familie* (2015). Fünf der neuen Briefe aus Davos-Clavadel (Briefe 36–40) waren zwar bereits 2011 im Band *Briefe III* der neuen *Großen kommentierten Frankfurter Ausgabe der Werke Thomas Manns* erwähnt worden, jedoch an so versteckter Stelle, dass die schon damals möglich gewesene Recherche nach diesen und eventuell weiteren übersehenen Briefen zunächst unterblieb. Warum diese 16 Briefe aus dem Blickfeld gerieten, als sie 2004 durch eine private Schenkung von Therese und Cyrill Bühler zusammen mit den anderen so genannten *Rehherz*-Briefen in einem „Konvolut von 300 Originalbriefen und -karten von Dritten an Thomas Mann aus den Jahren 1921–1925, 1929–1933 sowie 1935“ ins Archiv kamen und 2005 erschlossen wurden, lässt sich heute nicht mehr nachvollziehen. Umso schöner, dass die erweiterte Neuausgabe nun auch die beiden einzigen derzeit bekannten Briefe Thomas Manns an seine Frau in den chronologischen Ablauf integriert (Briefe 31 und 57) und somit insgesamt 59 Briefe umfasst. Bei der Briefzählung im Kommentar wurden die Nummern der alten Ausgabe in Klammern mit dem Zusatz [alt] angegeben, um den Vergleich der beiden Ausgaben zu erleichtern.

Die Transkription und Kommentierung der 16 neuen Briefe übernahm Dirk Heißenrath. Die Lesart der Briefe in der ersten Ausgabe 2008 wurde geprüft und, ebenso wie der Kommentar, gegebenenfalls korrigiert; außerdem wurden die erhaltenen Briefumschläge dokumentiert. Die Orthographie Katia Manns ist, soweit entzifferbar, auch in den neuen Briefen mit allen Eigenheiten und Fehlschreibungen beibehalten worden. Ergänzungen sind in eckige Klammern gesetzt, ebenso die Fragezeichen bei fragwürdigen Lesarten.

Ein neuer Brief aus Bad Kohlgrub (Brief 1) eröffnet die Reihe der Schreiben aus oberbayerischen Sanatorien zu der Zeit, als Thomas Mann die zwischen 1915 und 1919 unterbrochene Arbeit an seinem Roman *Der Zauberberg* (1924) wieder aufgenommen hatte. Die bisherige Lücke der Jahre 1922 bis 1925 schließen 14 neue Briefe (Briefe 32–45), darunter

besagte fünf aus Davos-Clavadel (Briefe 36–40). Diese Situationsberichte lassen noch deutlicher als bisher erahnen, in welchem Stil die verlorenen *Zauberberg*-Briefe Katia Manns von 1912 aus Davos geschrieben gewesen sein dürften. Der Bericht über ein Konzert für die „Lungensträflinge“ (Brief 37) im Sanatorium von Clavadel ist dafür ein besonders gutes Beispiel. Katia Manns Sorgen um die berufliche Zukunft der Kinder Erika und Klaus Mann (Briefe 32–35) sowie ein Theaterskandal in München 1929 im Umkreis der Nobelpreisverleihung an Thomas Mann (Brief 51) sind weitere Themen dieser Neuausgabe.

Das falsche Reh

Die Entscheidung, das 2008 als Frontispiz abgebildete Foto „Katia und Thomas Mann“ (Paris, 1926) von James Abbe (1883–1973) als Umschlagbild zu verwenden, hat seinen Grund in einer neuen Diskussion um eine „Reh“-Figur im Hause Mann. Bisher war Folgendes bekannt: Nach einer Angabe Erika Manns aus dem Jahre 1965 besaß Katia Mann „ein kleines Bronze-Reh“, das Thomas Mann ihr „vor mehr als fünf Jahrzehnten zum Geburtstag“ mit einem beiliegenden Kärtchen geschenkt hatte, auf dem geschrieben stand: „Unfähig, eine Überraschung zu ersinnen, bringt das Reh sich selbst zum Opfer dar.“ Die Bezeichnung „Reh“ für Thomas Mann war also von Katia Mann bereits vor dem Geschenk eingeführt und durch diese Figur gewissermaßen materialisiert worden.

Als „Reh“ wurde eine Zeit lang eine Figur bezeichnet, die im Gedankenraum des Thomas-Mann-Archivs auf einem Bücherbord steht, sich bei genauerer Betrachtung jedoch als Statuette „Neugeborenes Fohlen“ (1933, Bronze, Höhe 12,3 cm) der Bildhauerin Renée Sintenis (1888–1965) entpuppte. Daraus entstand die Vermutung, bei dem verschollenen „Reh“ könnte es sich um die Sintenis-Figur „Kniendes Reh“ (1915, Bronze, Höhe 8,0 cm) gehandelt haben, dessen Haltung dem von Thomas Mann angesprochenen Opfergestus entsprach. Für den Umschlag der *Rehherz*-Briefe 2008 wurde daher das kniende Sintenis-Reh gewählt.

Inzwischen haben sich aber neue Erkenntnisse ergeben. In einem Beitrag für das *Thomas Mann Jahrbuch* 2013 stellt Karolina Kühn eine Bronzefigur „Reh (...) männliches Jungtier“ (Höhe ca. 17 cm auf Plinthe und Marmorsockel) vor, die zuletzt der jüngsten Mann-Tochter, Elisabeth Mann Borgese (1918–2002) gehört hatte. Die Figur, für die Tochter ein „bronzenes Reh“, stand bei ihr noch 1999 auf dem Schreibtisch in Sambro Head bei Halifax und befindet sich heute in kanadischem Privatbesitz. (Abb. 1) Doch schon 1931 ist die Figur auf einem Foto des

Schreibtischs Katia Manns in ihrem Zimmer des Münchener Hauses an der Poschingerstraße zu erkennen. (Abb. 2)



Abb. 1

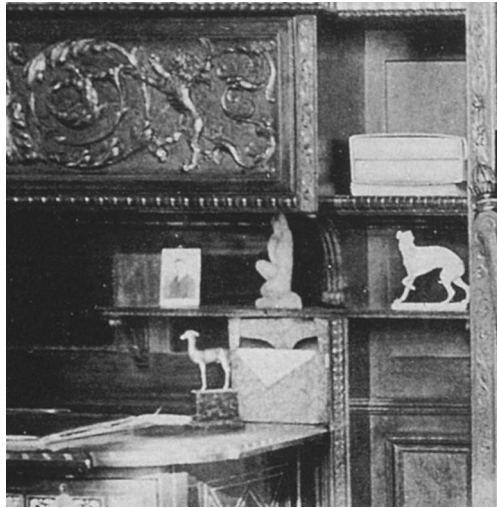


Abb. 2

Abb. 1: Fritz Behn (1878–1970): Gazelle, Bronze, um 1913, Höhe ca. 17 cm. Privatbesitz, Kanada. In der Familie Mann „Bronce-Reh“ (Erika Mann) benannt. Foto: © Heidi Vogel, München, 2012.

Abb. 2: Katia Manns Schreibtisch (Detail) im Münchener Haus an der Poschingerstraße 1. Foto (Ausschnitt): Hertha Ramme-Diem, 1931. (TMA. Inv. Nr.: Fh München Po 62). Deutlich sichtbar ist auf einem Marmorsockel die Figur der Gazelle von Fritz Behn. Im Regal darüber steht eine nicht eindeutig bestimmbare Plastik, die an die antike Figur einer kauenden Göttin erinnert, etwa vom Typus der „Kauernden Venus“ (Louvre). Das Fach rechts daneben birgt ein „Windspiel“ aus Nymphenburger Porzellan (Höhe 13,5 cm) nach einem Entwurf des Bronzeplastikers Pierre-Jules Mêne (1810–1879, Paris, Mitte des 19. Jahrhunderts. Zuschreibung: Evelin Arneth, München, Archivarin der Porzellan Manufaktur Nymphenburg).

Interessant daran ist nun: Die Figur stellt gar kein Reh dar. Die Körperform zeigt, laut Auskunft des Tierparks Hellabrunn, besonders an Hals und Kopf eine Gazelle. Allerdings fehlen der Gazelle die Hörner, die fast alle Gazellenarten auszeichnen, wenn auch die Hörner der Weibchen kürzer und zierlicher sind. Bei dem deutlich erkennbaren männlichen Tier wären die Hornansätze schon wenige Wochen nach der Geburt sichtbar gewesen. Warum der Künstler diese Hornansätze weggelassen hat, muss offen bleiben.

Wenn die Figur nun identisch wäre mit demjenigen „Bronce-Reh“, das, laut Erika Mann, ihr Vater der Mutter um 1915 geschenkt hat, läge zwar eine lebenslange Verwechslung oder Verkenntung vor, die aber durchaus gewollt gewesen sein könnte. Das ergibt die Antwort auf die Frage nach dem Künstler, bei dem es sich nach der Zuschreibung des Kunsthistorikers Helmut Hess um den Lübecker Bildhauer Fritz Behn (1878–1970) handelt. Belege dafür sind der stilistische Vergleich mit ähnlichen undatierten Kleinplastiken Behns wie die „Zwerggazelle“ (Bronze, 35 cm) und die „Thomson-Gazelle“ (Bronze, 13 cm) oder die „Rapp-Antilope“ (Bronze, 18,7 cm) im Lübecker Behnhaus. Dazu kommen Angebote der Figur unter dem Namen Fritz Behn bei Kunstauktionen der jüngsten Zeit als undatierte „Zwergantilope“ in Bronze und als „Zwerggazelle“ (1909, 10,5 cm) in Silber. Die „kleine, zierliche Gazelle (in Silber und Bronze ausgeführt)“ lässt sich sogar schon 1912 in einem Artikel über Behn wiederfinden.

Verstärkt wird die Zuschreibung durch Thomas Manns großen Behn-Aufsatz vom 12. April 1913 in den *Lübecker Nachrichten*. In dieser ersten ausführlichen publizistischen Würdigung Fritz Behns hatte Thomas Mann nicht nur dessen Oeuvre gelobt, das ihm auch aus Besuchen im Münchener Atelier seines Landsmanns in der Mandlstraße 8/0 vertraut gewesen sein könnte, sondern sich vor allem solidarisch mit dem Künstler gezeigt, der in Lübeck ähnlich verkannt werde wie er selbst. Behn könnte sich für diese Würdigung mit der „Gazelle“ bei Thomas Mann bedankt haben, der dabei vielleicht an das schöne Blumenmädchen Anna in *Buddenbrooks* dachte, die unglückliche, weil unstandesgemäße Geliebte des Konsul-Sohns Thomas Buddenbrook, von der es heißt: „Sie war zart wie eine Gazelle“. Jedenfalls schenkte Thomas Mann die Figur seiner Frau und verwandelte dafür die hornlose Gazelle in dasjenige „Reh“, das seinem Kosenamen entsprach.

Intimer geht es beinahe nicht. Oder doch, es geht noch etwas intimer. Im ersten Band der Tetralogie *Joseph und seine Brüder*, den *Geschichten Jaakobs* (1933), handelt das sechste Hauptstück „Die Schwestern“ von „Jaakobs Hochzeit“. Während Jaakob im dunklen Raum meint, die geliebte Rahel vor sich zu haben, hat ihm sein Schwiegervater deren ältere Schwester Lea zugeführt. Im Dunkeln verkennt Jaakob die Geliebte, spricht sie aber auf eine derart subtile Weise an, dass in dem Kosenamen, den an dieser Stelle der Mann der Frau gibt, etwas von der Vertrautheit zwischen Thomas und Katia Mann literarisch bewahrt sein dürfte, für die die kleine Reh-Gazelle das Symbol ist: „Hier, mein Reh, meine Taube, hier ist die Blüte! Du siehst und findest sie nicht, so führe ich deine Hand zum Zweiglein, daß du es nimmst, und ich gebe es dir: da sind wir eines.“

München, im April 2016

Dirk Heißerer

Einleitung zur Erstausgabe 2008

Die vorliegende Edition präsentiert alle bisher bekannten Briefe von Katia Mann an ihren Ehemann Thomas. [Die Nummerierung der zitierten Briefe wurde an die der Neuauflage angepasst. D.H.] Sie umfasst 41 [jetzt 57 D.H.] Schriftstücke, die bis vor vier Jahren, als sich gleich zwei Forscherteams im Zürcher Thomas-Mann-Archiv auf sie stürzten, wenig Beachtung gefunden hatten. Warum? – Nun, das hat – denke ich – mehrere Gründe.

Um mit dem Äußeren anzufangen: Die handschriftlichen Mitteilungen sind flüssig, manchmal sogar flüchtig, spontan und ohne nachträgliche Korrekturen in der damals üblichen sogenannten Deutschen Schrift niedergeschrieben. Für den Interessierten – und natürlich erst recht für einen potentiellen Editor – heißt das: sie sind oft nicht ganz leicht zu lesen, und, vor allem, gewisse Buchstaben und Buchstabenverbindungen sind nur durch das Vergleichen mit Worten richtig zu entziffern, deren „Sinn“ sichere Definitionen ermöglicht. Ob die Schreiberin z.B. ein Wort mit „e-s“ oder „e-r“, beenden – also „Lieber“ oder „Liebes“ schreiben wollte, ist nur durch das Heranziehen vieler anderer Worte, die mit dieser Buchstabenverbindung enden – ein „anderer Mann“ oder „ein komfortables, modernes Hotel“ – zu entscheiden. Doch auch bei dieser Methode bleibt das Ergebnis gelegentlich zweifelhaft.

Dieses Risiko gilt es, auch für meine der vorliegenden Edition zugrunde liegenden Transkriptionen, in Rechnung zu stellen, obwohl ich Katia Manns Schrift im Allgemeinen ziemlich problemlos lesen kann ... ein glücklicher Umstand, der durchaus nicht voraussagbar ist. Selbst für einen erfahrenen Handschriftenleser gibt es Schriften, die ihm weitgehend verschlossen bleiben und zu denen er auch nach einer intensiven Einlesezeit nur schwer einen Zugang findet.

Doch zurück zu der Frage, warum Katias Briefe so fast unbekannt blieben? –Nun, ein weiterer Grund mag darin liegen, dass bereits ein Blick auf die Anreden, mit denen die Schreiberin ihre Briefe beginnt, den Neugierigen zögern lässt: Apostrophierungen wie „Liebes Rehherz“, „liebster Bock und Rehbock“, „Liebstes Lamm“, oder auch einfach nur „Liebster“ sind, denke ich, eher dazu angetan, Unbefugte von der Lektüre der Dokumente abzuhalten, als sie zur Publikation zu ermutigen. Denn wer wäre „befugt“, in die intimsten Beziehungen zwischen zwei Menschen einzudringen und über das „Was“ und „Wie“ dessen, was sie sich zu sagen haben, zu reden, ja, es erklärend, vielleicht sogar wertend zu kommentieren?

Diese Frage sollte man in der Tat auch dann noch einmal stellen, wenn die Sache – wie diese kleine Publikation beweist – längst entschieden ist. Dann nämlich zeigt sich schnell, dass es in der Tat gute Gründe gibt, die Veröffentlichung sehr privater Aufzeichnungen zuzulassen. Und das nicht nur im Fall von Menschen, die man als „Personen der Zeitgeschichte“ zu bezeichnen pflegt, sondern auch hinsichtlich von Männern und Frauen, die in ihren Briefen und Aufzeichnungen Erlebnisse und Erkenntnisse formuliert haben, die weit über den ursprünglichen Kreis und die Lebenszeit derer, für die sie zu Papier gebracht wurden, hinaus Gültigkeit beanspruchen können. Denn viele dieser Dokumente bringen – bei aller Zeitbezogenheit – etwas Überzeitliches zum Ausdruck, das neben der Vermittlung des historisch Einmaligen auch immer das Menschen-Mögliche schlechthin zeigt, das den Nachgeborenen die Orientierung des eigenen Lebens erleichtert.

Die Briefe Katia Manns gehören unzweifelhaft in diese Kategorie. Und durchaus nicht nur jene an das „liebe Lamm“ oder „L. R.“: das liebe Reh, sondern auch die an Kinder und Freunde, denen wir uns im Allgemeinen allerdings mit weniger Skrupeln nähern. Zu Unrecht, wie sich bald zeigt, denn mit sehr wenigen Ausnahmen sind Katias Briefe an Thomas – den Anreden zum Trotz – durchaus nicht das, was man unter „lettres intimes“ versteht. Sie sind persönlich, gelegentlich sogar sehr persönlich gemeint – aber das sind die Episteln an Klaus und Erika auch; und Offenheit im Benennen selbst intimer Probleme, das Eingestehen eigener Ratlosigkeit und Schwäche ist auch ein Charakteristikum von Katias Briefen an Freunde – von den Konfessionen gegenüber der geliebten Freundin Molly Shenston zu schweigen, die für mich die eigentlichen ‚lettres intimes‘ sind.

Ein letztes Mal also: Was also hat es auf sich mit jenen 41 [jetzt 57 D.H.] Ehe-Briefen im Zürcher Archiv? Warum blieben sie so lange ohne Beachtung, wo man doch den Verlust der *Zauberberg*-Schreiben aus Davos von 1912 immer aufs Neue beklagt hat? – Nun, ich vermute – das wäre meine dritte Antwort –, weil das Augenmerk der Forscher zunächst einmal und beinahe ausschließlich den Spuren galt, die Thomas Mann selbst gelegt hat: Man wusste, dass er seine Werbebriefe von 1904 an die schöne Katia Pringsheim zurückforderte, als er an *Königliche Hoheit* arbeitete – aber das waren Texte, die er selbst geschrieben hatte, und von eventuellen Antworten – die sich doch in seinem Besitz befunden haben müssen – ist, wenn ich recht sehe, niemals die Rede gewesen. Mehr Interesse beanspruchte hingegen die vom Autor niemals geleugnete Tatsache, dass die ausführlichen Milieuschilderungen, die „Frau Thomas Mann“ 1912 von ihrem Davoser Sanatorium aus nach München schickte, recht direkt in die Beschreibung des *Zauberberg*-Ambiente eingeflossen sind, wenn auch nur als Ergänzung eigener Beobachtungen, die der Gast während seiner zwei Besuche bei „denen dort oben“, angestellt hatte. Gar zu gern hätte man

erfahren, in welcher Weise Thomas Mann die Erzählungen seiner Frau einmontierte. Doch die Briefe blieben verschollen – mit großer Wahrscheinlichkeit verbrannt im Büro des Münchener Rechtsanwalts Valentin Heins im Haus Weinstraße 8/IV (vgl. TMSR, Bd. 3).

Warum hingegen just jene 41 [jetzt 57 D.H.] heute in Zürich liegenden Briefe erhalten blieben, wissen wir nicht. Wir können nur sagen: Zu den *Zauberberg*-Materialien, die Thomas Mann 1933 bei seinem Anwalt deponierte, gehören sie nicht. Sie stammen aus einer späteren Zeit – im Wesentlichen aus den Jahren 1920/1921 und, in sehr viel geringerem Umfang, 1926. Dabei entfallen sechs Briefe auf die Zeit von Katias Erholungsaufenthalt in Bad Kohlgrub und Oberammergau im Mai/Juni 1920, und elf Episteln auf die sechs Wochen, die sie im September und Oktober des gleichen Jahres im Oberstdorfer Sanatorium Stillachhaus verbrachte. Ein Bericht aus München von Mitte August 1920 an den sich auf Einladung seines Verlegers Samuel Fischer in Garmisch aufhaltenden Ehemann füllt die kurze Lücke zwischen den beiden Genesungs-Aufenthalten.

Beurteilt man diese Dokumente unter dem Gesichtspunkt ihres Bezuges zum Werk (nicht zur Person!) des Adressaten, dürften die frühesten der erhaltenen Briefe, d.h. die 1920 geschriebenen Hotel- und Sanatoriums-Berichte, am interessantesten sein. Keine der späteren Dokumente zeigen deutlicher den Wunsch, den – nach jahrelanger Pause – seit Ostern 1919 erneut am *Zauberberg* arbeitenden Ehemann durch die detaillierte Schilderung eigener Erfahrungen und ausführliche Milieuberichte zu erfreuen, als eben jene 1920 geschriebenen, witzigen und amüsanten, nicht selten auch atemberaubend süffisanten Schilderungen der Klientel derartiger Erholungsstätten samt der gängigen Usancen im geselligen Umgang. Diese frühesten erhaltenen Briefe – und unter diesen besonders die elf Berichte aus Oberstdorf – sind, das kann man mit Sicherheit sagen, sehr bewusst auf den informationsbedürftigen Partner zugeschrieben, dem sie in der Tat nützlich und willkommen gewesen sein mögen. Darüber hinaus geben gerade diese frühen Zeugnisse wesentlich mehr vom Denken und Fühlen der Autorin und ihrem Verhältnis zu Thomas Mann preis als die nur wenig später geschriebenen Münchener Briefe, die sie zudem an Plastizität und Anschaulichkeit weit übertreffen.

Jene, zwar fast dem gleichen Zeitraum, jedoch nicht in den gleichen Themenkreis zugehörigen, elf Schriftstücke stammen aus der Zeit nach Katias Rückkehr aus Oberstdorf. Sie wurden zwischen Anfang November 1920 und Mitte Februar 1921 aus München geschrieben, als Thomas, um Vorlesungs- und Vortragspflichten zu absolvieren, zunächst – d.h. im November 1920 – das Ruhrgebiet, und später dann – zwischen dem 17. Januar und den ersten Februartagen 1921 – die Schweiz bereiste. Bei diesen Briefen (Nr. 20–30) handelt sich fast durchgängig um spontan geschriebene, aber dennoch sehr bewusst und gewissenhaft Rechenschaft

abliegende Berichte vom zwar anstrengenden, aber unterhaltlich-vergnüglichen Leben einer geplagten Familienmutter mit unterdessen sechs Kindern zwischen zwei und 16 Jahren. Sie zeigen, wie sich Katia Mann in diesen Jahren anschickte, die facettenreiche Rolle der Ehefrau und Managerin eines immer berühmter werdenden Dichters zu ihrem Lebensinhalt zu machen. Unter diesem familienbiographischen Aspekt sind diese Berichte vielleicht sogar noch aufschlussreicher als die Sanatoriums-Schilderungen. [Diese werden nun (2016) durch die neuen Briefe 32 bis 45 ergänzt. D. H.].

Die zeitlich folgenden Dokumente (Nr. 46–50) stammen aus dem Jahr 1926, Zunächst sind es drei Berichte von Katias Kuraufenthalt im Waldsanatorium von Arosa, Juni 1926 (Nr. 46–48), wo der anhaltende Schneefall die an den Folgen einer Lungenentzündung laborierende Rekonvaleszentin zwar sehr an das fünfte *Zauberberg*-Kapitel erinnerte, ihrer Erholung aber offenbar eher abträglich war. Alle drei Briefe zeigen nämlich, dass die Schreiberin mit ihren Gedanken fast ausschließlich bei den familiären und gesellschaftlichen Ereignissen in München weilte, zu denen unter anderem auch Thomas Manns 51. Geburtstag gehörte, ein Ereignis, das sie – zum ersten Mal in ihrer 21-jährigen Ehe, wie sie fälschlich meint – getrennt von ihm begehen musste.

„Fälschlich“ deshalb, weil ein früherer Brief unserer Sammlung (Nr. 4), geschrieben am 4. Juni 1920 in Oberammergau, zeigt, dass sie sich schon einmal, sechs Jahre zuvor, schwer getan hatte, ihrem Reh „schriftlich zum Geburtstag zu gratulieren“ und damals „so gar nicht recht“ wusste, wie sie „die Worte setzen“ sollte. Ein Vergleich dieser beiden, im Abstand von sechs Jahren geschriebenen Gratulationen ist, trotz des nahezu identischen Briefanfangs, interessant, weil er verdeutlicht, wie sensibel Katia ihren Mann in jeder Phase seines Lebens begleitete und wie absolut sicher sie zu jeder Zeit um seine jeweiligen und seine dauerhaften geheimsten Wünsche wusste. Er zeigt daneben aber auch, wie sehr der wachsende Ruhm des Partners in den zwanziger Jahren das Rollen- ja, vielleicht sogar das Selbstverständnis der Schreiberin verfestigt hatte.

„Wünsche Dir also immer Glück“, hatte es 1920 geheißen, „und daß Du noch viel Meisterhaftes schaffst und immer höher steigst im Ruhme, auf dessen Höhe Du geistig jetzt schon stehst“ – ein Wunsch, dem, allem Anspruch zum Trotz, den er zum Ausdruck bringt, durch die vage Formulierung auch etwas Rührendes innewohnt, das durch den Nachsatz: „Und wir wollen auch immer gut zueinander sein“, unterstrichen und merkwürdigerweise selbst durch das atemberaubend-verwegene Versprechen: „Ich will dir auch noch ein feines Söhnlein schenken, weil ich doch mit dem Bibi Deinen Geschmack so gar nicht getroffen habe“, nicht aufgehoben wird.

Sechs Jahre später, 1926, kann von dieser ebenso unterwürfig-ängstlich wie hilflos-herausfordernden, gelegentlich sogar arrogant-trotzigen Haltung keine Rede mehr sein. Solidarischer Stolz und fast überheblich anmutende Sicherheit bilden den Grundton der Glückwünsche, die eigentlich nur noch bereits Seiendes bestätigen, aber nicht mehr herbeiführen sollen: „Nun, wünsch Dir Glück, weißt schon. Schon vor Jahren sagte ich zum Läusele [dem Bruder Klaus], das Reh stünde jetzt recht auf der Höhe seines Ruhmes, aber damals konnte noch keine Rede davon sein, und die Höhe ist immer noch nicht erreicht, wirst noch immer weitersteigen, Bock [Heinrich Mann?] zum Trotz.“ Und was die konkrete Gestaltung des Festtags anging, so war sich die Schreiberin sicher: Lübeck, personifiziert in Ida Boy-Ed, die bezeichnender Weise nur als „alte Verehrerin“ und nicht als Förderin und frühe Helferin fungiert, „wird es doch verstehen“, dafür zu sorgen, dass man es „dem Sohn der Stadt gegenüber nicht fehlen lässt.“ (Brief 47)

O ja, Katia Mann wusste durchaus, womit sie ihren Mann beglücken konnte. Der späte Leser mag sich vielleicht ein wenig peinlich berührt fühlen – aber Tenor und Wortwahl der Geburtstagslaudatio drücken nur das aus, wovon die Schreiberin, wie die früheren Briefe zeigen, überzeugt ist: dass es nämlich viele gute Schriftsteller gibt, jedoch niemanden, der auch nur von Ferne an den ihren heranreichen könnte. Selbst da, wo es sich zeigt, wie sehr sie um seine Schwierigkeiten und Bedingtheiten weiß, werden niemals – auch nur in Umrissen – Zweifel an dieser Überzeugung erkennbar.

Aber zurück zur Chronologie unserer Edition: Den drei Juni-Briefen 1926 aus Arosa folgen zwei aus München vom Oktober des gleichen Jahres (Nr. 49 und 50), in denen Katia – jetzt ganz Chef-Sekretärin und Managerin eines literarischen Großbetriebes – ihrem in Hamburg und Berlin vorlesenden Ehemann intelligent gerafft und durch die Erinnerung an vergangene Gemeinsamkeiten liebevoll-witzig angereichert (ihr Kommentar zum Antrittsbesuch der von Thomas Mann zur Ordnung seiner Bibliothek engagierten Ida Herz: „Da hast Du Dir etwas Schönes erblassen“!) von dem berichtet, was sie in seinem Namen erledigt und für seine Rückkunft geregelt hat.

Die letzten sieben Dokumente sind Einzelstücke. Da gibt es zunächst ein Schreiben der mit Ruhr ins Jerusalem Diakonissenkrankenhaus eingelieferten Katia an den nach vormittäglichen Unternehmungen ins Hotel heimkehrenden Thomas (Nr. 52), dann drei aus dem Jahre 1932 stammende Nachrichten aus München, die sich auf den bevorstehenden Familienurlaub in Nidden beziehen (Nr. 53–55), und schließlich drei Briefe aus der Emigrationszeit (Nr. 56; 58–59): 1934 aus Küsnacht, 1940 vom Besuch bei Michaels junger Familie in Carmel nahe San Francisco, und schließlich, November 1950, ein fast dokumentarisch anmu-

tender Bericht über den Verlauf ihrer Vermittlungsbemühungen in Chicago bei der jüngsten Tochter, Elisabeth, deren Scheidung von Giuseppe Borgese zur Diskussion stand.

Soweit der Überblick über die für diese Edition zusammengetragenen Dokumente, deren Hauptreiz für mich in ihrer Unverwechselbarkeit, will heißen in ihrem signifikanten Sprachduktus liegt: dem ohne jeden schriftstellerischen Ehrgeiz niedergeschriebenen, Mündlichkeit suggerierenden Stil. Katia Mann redet, wie ihr der Schnabel gewachsen ist ... und dennoch zeugt, was und wie sie's sagt, von hoher und, vor allem, geschulter Intelligenz, wie sie sich in der Verteidigung in Sachen „Antheus“ zeigt: Der Vorwurf, „begriffsstutzig und ungebildet“ (Nr. 6) zu sein, sei ungerecht, denn möglich sei immer nur das eine *oder* das andere. Die Fähigkeit, die Dinge und Ereignisse im Gewand des scheinbar unbekümmerten und ungeschützten Draufloserzählens höchst anschaulich und gleichzeitig differenziert und durchaus kritisch darzustellen, erinnert an den Stil ihrer Mutter, Hedwig Pringsheim, deren Essays und Briefe durch den gleichen intelligent-anschaulichen Plauderton charakterisiert sind, den nicht nur die Tochter, sondern auch noch die Enkel Erika und Klaus Mann geerbt haben.

Die fast ausnahmslos der Zoologie entnommenen seltsamen Anreden hingegen, denen die fast stereotype Unterschrift „Häsin“ korrespondiert, sind, soweit ich sehe, O-Ton Katia Mann. Auch wenn die Bezeichnungen „Lamm“ oder „Reh“ nicht eben sehr originell sind, so entbehren die Variationen dieser Klischees doch nicht der persönlichen Note: „Lämmlich“ und „Rehbock“ oder, vor allem die (hoffentlich richtig gelesene) Transponierung der neutralen Bezeichnungen ins Männliche: „Lieber Reh“ und „lieber Lamm“ usf. klingen wenig konventionell.

Interpretieren kann – und will – ich diese Anreden nicht. Die Frage, warum gerade „Reh“, hat die Forschung ohnehin geklärt, indem sie Erika Manns Hinweis, der Vater habe der Mutter zu einem Geburtstag um das Jahr 1915 herum eine kleine bronzene Reh-Statuette von Renée Sintenis gekauft, in das Repertoire ihrer Erkenntnisse aufnahm. Zu Recht, wie ich glaube, denn Thomas Mann hatte seiner Gabe ein Kärtchen mit folgendem Text beigelegt: „Unfähig, eine Überraschung zu ersinnen, bringt das Reh sich selbst zum Opfer dar.“ Erika Mann berichtete auch, ihre Mutter habe schon sehr früh von ihrem Mann als einem „rehartigen Gebilde von großer Sänfte“ gesprochen. Doch wie auch immer – fest steht: Auch wenn das kleine Bronze-Reh verschollen ist und ein Nachfolger, das kleine Fohlen, irgendwann seinen festen Platz auf dem Bücherbord eingenommen hat – so, wie es heute noch im Zürcher Archiv zu sehen ist, – so bleibt die kleine Plastik für mich doch das zeitüberdauernde Zeichen einer Zusammengehörigkeit, wie sie auch das Grimm'sche Märchen von „Brüderlein und Schwesterlein“ behutsam und poetisch umschreibt. Derartige Über-

legungen sind jedoch Spekulationen – die allerdings für mich auf sehr angemessen indirekte Weise Wesentliches der Gemeinsamkeit von Thomas und Katia Mann zum Ausdruck bringen.

Thomas Mann selbst erwähnt –vielleicht nicht ganz im Widerspruch zu dieser Deutung – im *Doktor Faustus* die Schumann'sche Vertonung des Eichendorff-Gedichts *Zwielicht*, dessen zweite Strophe lautet: „Hast ein Reh du lieb vor andern / Laß es nicht alleine grasen. / Jäger zieh'n im Wald und blasen, / Stimmen hin und wieder wandern.“ Er spricht in diesem Zusammenhang von einem „alle romantischen Gefahren und Bedrohungen der Seele beschwörende[n] Stück, das mit der unheimlich moralischen Warnung endet: ‚Hüte dich! Bleib wach und munter!‘“ Ein Jahr vor seinem Tode, in einer Wunschkonzert-Sendung des Süddeutschen Rundfunks, kam der fast 80-jährige noch einmal auf dieses Lied zurück: „Dieses Gedicht mit seinem Anfang: ‚Dämm'ung will die Flügel spreiten', mit seinem ‚Was soll dieses Grau'n bedeuten?' und vor allen Dingen mit der Strophe vom Reh, ‚Hast ein Reh du lieb vor andern, laß es nicht alleine grasen'; und dann das weiter unheimliche vom Freund, ‚Hast du einen Freund hienieden, trau ihm nicht zu dieser Stunde', und so fort. Das alles bringt eine beklemmende, schaurige, seltsame und doch hoch poetische Stimmung hervor, die in Schumanns Musik wundervoll wiedergegeben ist. Aber wenn es freilich zum Schlusse heißt: ‚Hüte dich, sei wach und munter', so muß ich schon sagen, das ist unter den gegebenen lyrischen Umständen eine schwere Zumutung.“ Und doch ist Thomas Mann überzeugt: „[...] man kann kaum etwas Schöneres hören“. Noch 1948 bezeichnete er Eichendorffs *Zwielicht* als sein „Lieblingsgedicht“.

So viel zum „Reh“. Was das „Lamm“, oder, vor allem, das „Lämmlein“ angeht, so darf man dieser Anrede vielleicht eine der Chiffre „Reh“ ähnliche Funktion zuerkennen. Auch die Wahl dieses neutralen, aber feminin konnotierten Substantivs, das dann gegen jede Regel und Usance „vermännlicht“ wird, umschreibt für mich eine Beziehung, die sich eben nicht begrifflich, sondern nur mit einem einfachen, aber dennoch nicht eindeutig erklärbaren Bild ausdrücken lässt.

Doch auch das ist Spekulation. Kehren wir deshalb lieber zu den Briefen selbst zurück und fragen nicht nur nach den Beziehungen zwischen den Ehepartnern, und schon gar nicht nach dem, was sie an Informationen über Thomas Mann liefern können, sondern zunächst nach dem, was sie – jenseits des expressis verbis Erzählten hinaus – über die Schreiberin selbst mitteilen, über das Denken, Fühlen und Handeln, den Stolz und die Hilflosigkeit jener Frau, die sich in ihrem Briefkopf niemals als „Katia [Mann]“, sondern stets als „Frau Thomas Mann“ bezeichnete.

Dem Ehemann gegenüber verzichtete sie allerdings auf diese vorgedruckte Visitenkarte und schon das macht deutlich, dass sie ihre Briefe ohne jede Ambition und ausschließlich für ihn schrieb. Die Unterschrif-

ten: ein oder zwei Male „das getreue Katiulein“, meistens aber, wie gesagt, einfach „Häsin“ (was vielleicht die Versachlichung der zärtlich-intimen, aber eben auch klischeehaften Anrede „Häschen“ sein mag), deuten in die gleiche Richtung. Beides, Anrede und Unterschrift, drücken auf eine ironisch leicht verfremdende Weise Zuneigung und Vertrautheit aus, eine Verbundenheit, die sich, im Verlauf der Trennungszeit, meistens noch steigerte. Allein die Vielfalt der Apostrophierungen: „Liebster“, „Sehr, sehr Lieber“, „Liebster [!] Lämmlein“, „Liebstes Rehherz“ usf. zeigen, was er ihr bedeutete, und wie wichtig es ihr war, dass er es erfuhr. Katia, kein Zweifel, vermisste ihren Mann und war glücklich über jeden Anlass, der ihn ihr jedenfalls in der Erinnerung nahe brachte. Deshalb ihr Verlangen, bei jeder sich bietenden Gelegenheit und häufig vor allen Erzählungen aus der Gegenwart, erst einmal vergangener Gemeinsamkeiten zu gedenken.

„Wenn ich hier in den Landen herum spaziere“, heißt es im Brief aus Bad Kohlgrub vom 31. Mai 1920 (Brief 2), die Trennung ist noch nah, „muß ich oft an unseren ersten Sommer dorten denken, und auch an die vielen in Tölz später, und wie wir einst so glücklich waren.“

„Hier in den Landen“: das beschwört noch einmal den ersten gemeinsamen Sommer des jungen Ehepaares in Oberammergau, von dem Hedwig Pringsheim ihrem Freund Maximilian Harden berichtet hat: „Ganz idyllisch und allerliebste haben sich meine jungen Leute da eingerichtet. [...] Ihr Eheglück schien auch sehr zu gedeihen, und Katja machte einen behaglich-zufriedenen Eindruck.“ In der Tat scheint der Sommeraufenthalt in Oberammergau vom Juni bis zum September 1906 der jungen Ehe bekömmlich gewesen zu sein. Thomas Mann, zu Beginn der Ferien noch „matt bis zum Tod“, gewann seine Schaffenskraft zurück und versöhnte sich zusehends mit seiner Existenz als Ehemann: Der neue Roman, *Königliche Hoheit* kam „in Gang“, die *Wälsungenblut*-Krise war überwunden.

Wie wichtig es für Katia Mann war, bei allen Trennungen von ihrem Mann sich und ihn an das Gemeinsame zu erinnern, zeigen nicht nur die Sanatoriums-Berichte, sondern auch die Briefe, die sie ihm aus München an seine jeweiligen Vortragsorte schrieb – selbst dann, wenn er nur einige Tage unterwegs war. Ein Datum, das sie nie zu erwähnen vergaß und auch in seiner Abwesenheit – gemeinsam mit den Kindern – festlich beging, war der 11. Februar, ihr Hochzeitstag. „Ich habe ihn treu mit den Großen bei Rotweinpunsch gefeiert“ (Nr. 29), berichtete sie 1921 am Tage post festum nach Halle, vergaß allerdings auch nicht, ihren Mann durch den Nachsatz „ich Gutes“ etwas ironisch daran zu erinnern, dass er – im Gegensatz zu ihr – den Tag wieder einmal vergessen hatte. Sie lobte ihn, wo immer es möglich war, aber sie hatte auch keine Scheu, Versäumnisse, unter denen sie litt, beim Namen zu nennen: nicht durch Vorhaltungen

oder gar Larmoyanz, sondern mit Hilfe eines kleinen ironischen Addendums.

Doch die beschworenen Erinnerungen waren durchaus nicht immer durch Sottisen gebrochen. Katia Mann folgte in ihren Briefen keinem Prinzip, sondern schrieb, wie es ihr um's Herz war, etwa nach einer Aida-Aufführung: „Es hat mir sehr gefallen, besonders natürlich auch unser Duett.“ (Nr. 27) „Unser Duett“: Thomas Mann hat es später im Abschnitt *Fülle des Wohllauts* des Siebenten und letzten Kapitels des *Zauberberg* beschrieben und die „unbeschreiblich ansprechende, zugleich süße und heldenhafte Stimme des Radames“ apostrophiert, sein Entsetzen und sein Entzücken, als er Aida in seinem Grab entdeckt: „Ja, sie hatte sich zu ihm gefunden, die Geliebte, [...] hatte ihn hier erwartet, um mit ihm zu sterben. [...] Es war vom Himmel die Rede in diesen Gesängen, aber sie selbst waren himmlisch. Die melodische Linie, die Radames und Aidas Stimmen einzeln und dann in Vereinigung unersättlich nachzogen, [...], erschien dem Lauscher als das Verklärteste, Bewundernswürdigste, was ihm je untergekommen. Doch wäre er in das Lautliche weniger verliebt gewesen als in die zugrunde liegende Situation, die sein Gemüt für die daraus erwachsende Süße erst recht empfänglich machte. Es war so schön, dass Aida sich zu dem verlorenen Radames gefunden hatte, um sein Grabesschicksal mit ihm zu teilen in Ewigkeit!“ Erinnernte sich Thomas Mann dieses Duetts als er, gegen Ende seines Lebens, die berühmte Rede auf Katia hielt: „Wir werden zusammenbleiben, Hand in Hand, auch im Schattenreich“?

Doch nicht nur der beglückenden Gemeinsamkeiten gedachte Katia in ihren Liegestunden, sie stellte sich auch den Peinlichkeiten, die gelegentlich mit einer ehrlichen Rückschau verbunden sein können – so, als sie im Januar 1921 einen Brief an den in der Schweiz Vorlesungen haltenden Ehemann mit dem Nachsatz versah: „In Zürich waren wir ja auf unserer Hochzeitsreise: wenig hat es mir gefallen.“ (Nr. 27) Während sich Thomas noch viele Jahre später schwer tat, den Schrecken und Schwindel, der ihn angesichts der nicht immer beruhigenden Erinnerungen an ein 33-jähriges Eheleben ergriff, seiner Frau gegenüber angemessen zu artikulieren („Fürchte K. weh getan zu haben“, Tagebuch 19.2.1938), konnte Katia ein Leben lang offen Rückschau halten und ihre Überlegungen und Empfindungen ohne Scheu artikulieren, selbst wenn sie nicht immer schmeichelhaft, ja, gelegentlich sogar bedrückend waren.

So machte sie in ihren Sanatoriumsbriefen zum Beispiel keinen Hehl daraus, dass ihr die Ruhe und die vielen Liegestunden Gelegenheit gegeben hatten, ihr Leben einmal grundsätzlich zu überdenken und dass sie sich in ihrer Einsamkeit mit Gedanken konfrontiert gesehen habe, die sie nicht glücklich stimmen konnten. Was Thomas Mann vermutlich mit sich selbst abgemacht und allenfalls seinem Tagebuch anvertraut hätte, artiku-

lierte Katia in ihren Briefen ehrlich und ohne falsche Rücksichten. Sie schenkte ihrem Partner nichts, sie zeigte ihm sogar die Folgen seines Verhaltens, aber sie ließ ihn teilhaben an ihren Problemen, selbst dann, wenn es seine Ichbezogenheit gewesen war, die sie ausgelöst hatten. Sie grollte nicht und machte keinen *éclat*, sondern vertraute seiner Einsicht und, vielleicht, auch seiner Liebe.

Das zeigt besonders eindringlich ihr Brief vom 2. Oktober 1920 (Nr. 17). „Ich“, heißt es da, „erwarte alle Briefe von zuhause mit großer Ungeduld und lese jeden mehrfach, sodaß ich den Inhalt ganz aufnehme (habe ja freilich auch Zeit dazu) und wenn ich dann schreibe, so stellt sich ganz selbstverständlich eine gewisse Anknüpfung an den empfangenen Brief ein. Eventuell kann man ja auch, wenn man ihn nur flüchtig gelesen, den Brief vorm schreiben noch einmal überlesen, auch dann kommt ganz unwillkürlich ein gewisses Eingehen darauf. Ist einem auch dieses zu zeitraubend, dann fehlt das eben, und ich bekomme den Eindruck, als ob meine Briefe, als Lebenszeichen natürlich notwendig und erwünscht, doch in Bezug auf ihren Inhalt, nachdem das wesentliche, daß es mir gut geht, ja einmal feststeht, einigermaßen gleichgültig wären, und als ob Deine Gedanken, nachdem Du einmal weißt, daß alles hier seinen ordnungsgemäßen Gang geht, sich nicht eben viel mit mir und meiner augenblicklichen Daseinsform beschäftigen.“ Selbstverständlich – so Katia weiter – sei sie „nicht so albern“, zu wünschen, er möge sie beständig wissen lassen, wie sehr sie der Familie fehle, denn es müsse sie natürlich freuen und beruhigen, zu sehen, „daß es – jedenfalls eine Weile lang – auch „ganz ordentlich“ ohne sie gehe. Aber bei seiner Art des Schreibens wolle es ihr manchmal scheinen, „als ob es genau so gut, oder vielleicht sogar noch ein bisschen besser“ ohne sie ginge. Und eben das erschüttere sie: „Ich habe hier so viel Zeit zum Nachdenken, und da denke ich doch manchmal, daß ich mein Leben nicht ganz richtig eingestellt habe, und daß es nicht gut war, es so ausschließlich auf Dich und die Kinder zu stellen.“

Kein Zweifel, das sind bittere Gedanken, die durch eine sicherlich nicht nur positiv gemeinte Bemerkung des behandelnden Arztes, als er erfuhr, dass seine Patientin Mutter von sechs Kindern wäre, vermutlich noch potenziert wurde. „Die sechs Kinder nebst zwei Fehlgeburten scheinen ihn doch ein bisschen zu wundern“, berichtete Katia ihrem Ehemann, und verheimlichte ihm – mehr naiv-erstaunt als gekränkt – auch den ebenso befremdlichen wie zeittypischen Nachsatz nicht: „... man findet [dergleichen] wohl mehr in den unteren Schichten.“ (Nr. 10)

Derartige beiläufig erzählte Begebenheiten, denen sich andere wie z.B. die auffallend häufige Erwähnung der „Souffrance“ an die Seite stellen ließen, zeigen übrigens, dass Katia Manns Briefe auch unter sozialgeschichtlichen Aspekten interessant und aufschlussreich sind.

Schließlich und endlich noch ein Wort zu dem Briefcorpus insgesamt und zur Frage nach dem Prozentsatz, den diese 41 [jetzt 57 D.H.] Briefe im Verhältnis zu allen von Katia an Thomas geschriebenen Zeugnissen ungefähr ausmachen. Und da glaube ich mehr und mehr, dass – wenn wir einmal von den definitiv verlorenen Konvoluten der Brautbriefe und der Berichte aus Davos absehen – uns in diesen 41 [jetzt 57 D.H.] Schriftstücken ein beachtlicher Teil aller von Katia an Thomas geschriebenen Briefe erhalten geblieben ist. Man weiß, dass sich das Ehepaar nur dann trennte, wenn es wirklich unumgänglich war, also: wenn Katia ohne ihren Mann in den Bergen Erholung suchen musste (zum Beispiel auch 1912 mit ihren Eltern in Sils Maria oder 1924 in Clavadel, Ereignisse, von denen es keine Zeugnisse gibt) [vgl. die neu aufgefundenen Briefe 36–40, D.H.], oder wenn Thomas – vor allem in den zwanziger und beginnenden dreißiger Jahren – längere Vortragsreisen zu absolvieren hatte. Wobei, wie wir wissen, Katia ihn, vor allen in späteren Jahren, gern und zunehmend häufig begleitete. Und aus der Emigrationszeit ist überliefert, dass sich die beiden fast überhaupt nicht mehr für länger als drei Tage trennten. Unter diesen Aspekten scheint es kein Zufall zu sein, dass die meisten uns bekannten Briefe aus der Zeit zwischen dem Ende des ersten Krieges und der Emigration 1933 stammen.

Schließlich sollte man auch noch bedenken, dass – im Gegensatz zu den Briefen von Thomas, denen von den Empfängern bereits früh ein besonderer und gelegentlich sogar vom Inhalt der Schreiben unabhängiger Wert zugeschrieben wurde – die Erzählungen und Mitteilungen Katias, sowohl was ihre Intention, als auch den Stil betrifft, rein private Episteln sind, die sich ausschließlich an den Interessen und Bedürfnissen ihres Mannes orientierten. Thomas Mann hat sie fraglos so beurteilt und wäre wohl kaum auf die Idee gekommen, ihnen überpersönliche Bedeutung zuzumessen. Das schließt nicht aus, dass er sich gelegentlich dieser Schreiben bediente – vor allem dann, wenn es ihm an Materialien aus eigener Anschauung fehlte. Vielleicht kann man sogar sagen, dass er Katias Briefe vor allem dann aufbewahrte, wenn er das Gefühl hatte, sie könnten ihm eines Tages nützlich sein.

Das heißt aber nicht, dass ihm ihre Berichte gleichgültig gewesen wären. Im Gegenteil: Ich bin der Überzeugung, sie bedeuteten ihm viel und waren für die Erhaltung seines inneren Gleichgewichts und seiner Arbeitsfähigkeit unentbehrlich. Er hätte nicht arbeiten können ohne die Gewissheit, dass Katia für ihn da war. Sie wusste darum und hat dem Rechnung getragen indem sie ihr Leben in einem bewunderungswürdig hohen Maße dem seinen widmete.

Widmete, wohl gemerkt, nicht opferte. Denn auch das scheint mir an Katias Briefen ablesbar zu sein: dass sie, allem Eingehen auf ihren Ehemann und allem Zurückstellen eigener Interessen und Bedürfnisse unge-

achtet, es auch immer verstanden hat, ihre Eigenständigkeit zu wahren, und sich seinen Ansprüchen gegenüber mit wachsender Selbstsicherheit zu behaupten.

Unter diesen Gesichtspunkten schien es der Herausgeberin und dem Initiator der Thomas-Mann-Schriftenreihe nicht nur vertretbar, sondern – nicht zuletzt um der historischen Gerechtigkeit willen – geboten, diese Dokumente, auch wenn sie niemals für die Öffentlichkeit bestimmt waren, einem interessierten Leserkreis zugänglich zu machen. Katia Mann – das zeigen ihre vorliegenden Briefe – war weder „Anhängsel“ eines berühmten Mannes noch „die Frau an seiner Seite“, sondern eine durchaus eigenständige Persönlichkeit, deren Lebensspuren zu verfolgen den Nachfahren (*masculini et feminini generis*) nicht nur Wissen vermitteln, sondern auch viel Vergnügen bereiten wird.

Tübingen, 15. Mai 2008

Inge Jens